

Bea Dieker

Ich sehe was, was du nicht siehst

Gedanken zum Werk von Götz Diergarten

Rede anlässlich der Ausstellungseröffnung am 02. August in der Ausstellungshalle 1a, Frankfurt

Es ist mir eine große Freude, einige Sätze zu den hier gezeigten Fotobildern von Götz Diergarten sagen zu dürfen. Als Götz mich anfragte, wusste er, dass er keine Kunsthistorikerin fragt, und dementsprechend dürfen Sie nun auch keine kunsthistorische Ausführlichkeit erwarten, sondern eine Einlassung, die lediglich den eigenen Eindrücken folgt und ein paar gedankliche Ausflüge zu den Arbeiten von Götz Diergarten unternimmt.

Vermutlich kennen Sie alle dieses Kinderspiel, zu dem es nicht mehr braucht als ein paar wache Augen. „Ich sehe was, was Du nicht siehst.“ Man entdeckte etwas, benannte allein dessen Farbe, und ein anderer musste jeweils herausfinden, um welchen Gegenstand es sich handelte. Was dieses Spiel so besonders machte, ist, dass es mehr als nur ein genaues Hinsehen verlangte, es verlangte ein gewissermaßen unvoreingenommenes und vollständiges Abscannen der Umgebung. Man musste quasi vergessen, was man von vornherein für blau hielt, um alles wirklich Blaue überhaupt erst entdecken zu können. Es kam mir damals so vor, als ob bei diesem Spiel nach und nach immer mehr Dinge zutage traten, die tatsächlich die gesuchte Farbe hatten. Es war ein Spiel, das die Wirklichkeit erweiterte, eines, das sie deutlich bunter und reicher machte.

Und ganz ähnlich ist es mir ergangen, als ich das erste Mal Fotobilder von Götz Diergarten zu Gesicht bekam. Es muss noch vor der Jahrtausendwende gewesen sein, als ich ihn erstmals in der Pfalz besuchte. Er hatte damals Fassaden einfacher Wohnhäuser der nächsten Umgebung fotografiert und er kam mit einer dieser Arbeiten in der Hand aus dem Nebenzimmer. Zu sehen war eine weißgefasste Glastür mit quad-

ratischem schwarzen Griff, auf der Innenseite mit einem hautfarbenen Spannvorhang versehen. Sie befand sich in einer puderrrosa gestrichenen Fassade. Dann zeigte er mir noch Fenster mit zugezogenen Gardinen, mit heruntergelassenen Rolläden, eine gekachelte Wand mit Eingangstür und Briefkästen, Bilder von einer flächigen, nahezu schattenlosen Tristesse, aber von delikat-pastelliger Farbigkeit und überaus malerischem Charakter. Normalerweise bleiben mir Bilder, die ich gesehen habe, im Kopf, sie begleiten mich, damals aber, als ich nach Frankfurt zurückfuhr, geschah etwas Grundlegend anderes. Schon auf der Rückfahrt begegneten mir plötzlich weitere dieser Diergarten Bilder, und zwar in der gesamten Umgebung. Die Welt schien mit einem Mal voll davon. Ähnlich wie bei dem Spiel „ich sehe was, was Du nicht siehst,“ hatten mir die Fotobilder von Götz Diergarten den Wahrnehmungshorizont erweitert. Ich hatte plötzlich einen anderen Blick, einen, der in der Welt lauter mögliche Bilder sah. Aber was heißt das? Worin besteht dann die Kunst? Ist dann die Kunst womöglich schon in der Welt, im Alltag, um uns herum, bevor der Künstler sie dazu macht? Und wer hat das Bild gemacht? Der Künstler? Oder nicht auch derjenige, der die Dinge so fabriziert hat, der eine Wand gekachelte oder auf bestimmte Weise angestrichen hat? –

Götz Diergarten sagt von sich, ich bin kein Bild-Erfinder, ich bin ein Bilder-Finder. Und Bilder findet er tatsächlich überall, kein Ort scheint ihm zu profan. Ob er sich Gartenhütten oder Fassaden vornimmt, Bushaltestellen oder U-Bahn Stationen. Gerade das Profane, Alltägliche zieht ihn an. Der Blick von Götz Diergarten richtet sich auf das, was uns umgibt. Und weil es uns tagtäglich umgibt, schauen wir schon gar nicht mehr hin. Wir sehen und sehen dabei nichts. Das vermeintlich Bedeutungslose, an dem wir im Alltag tausendfach, aber ohne jede Beachtung vorübergehen, erfährt in der Arbeit von Götz Diergarten eine Verwandlung. Indem er genau das anschaut, das niemand anschaut, indem er sorgfältig den Standpunkt und den Ausschnitt wählt, würdigt und hebt er jedes Motiv. Wie entstaubt und verzaubert begegnet uns Altbekanntes, wenn es an der Wand einer Ausstellung hängt. Und dann erst beginnen wir, zu erkennen, über welche fragile Schönheit und große Poesie das Unbeachtete verfügt.

Die Bilder der Serie METROpolis zeigen unterirdische Räume, die tagtäglich von Menschenmassen durchströmt werden. Bei Götz Diergarten sind diese Räume menschenleer. Er zeigt uns einsame Gänge, tote Winkel, gekachelte Wände, mit Stützen zu-

gestellte Hallen und Rolltreppen. Eigentlich ist das ja nichts. Aber dennoch, wie sehr treten im Bild plötzlich Farbe und Form hervor, und wie rätselhaft kommen uns mit einem Mal diese Räume vor. Wohin führt der Gang, an dessen Ende das blaue Licht schimmert? Sind das wirklich orange Türgriffe, die zwei Quadrate, die vor der Wand zu schweben scheinen? Und warum ist dann einer höher angebracht, der andere offenbar nur auf Kniehöhe? Rühren die schwarzen Flecken über dem Wort „Tinere-tului“ etwa von einem Schwelbrand her? Es sind Bilder voller Anspielungen, aber sie verraten uns nichts, wir sind mit ihnen allein gelassen, sind wie bei der Betrachtung abstrakter Malerei auf uns selbst und unsere Wahrnehmung zurückgeworfen.

Wenn einer Häuserreihen, Garagentore, U-Bahnstationen fotografiert, dann kommt man schnell auf den Gedanken, dass er an den Dingen als Sujet interessiert sein könnte, dass es um genau diese Ecke, genau dieses Garagentor, genau diese U-Bahn-Station ginge. Aber liegt Götz Diergarten wirklich etwas am Lexikalischen? Götz Diergarten arbeitet typologisch, er ist somit der Variation eines gewissen Motivs oder Themas auf der Spur. Und erst in der Reihung, Gegenüberstellung von Varianten ein und derselben Sache tritt etwas zutage, das weit über das Einzelne und damit Besondere hinausweist, denn erst dann beginnen wir, zu vergleichen. Wenn wir die Arbeiten aus der Serie METROpolis betrachten, so sehen wir zwar Ausschnitte einzelner, ganz konkreter U-Bahnstationen, und wir meinen auch zu erkennen, diese hier, die dürfte doch aus einem sozialistischen Land stammen, und diese hier eher nicht und diese ist garantiert aus London. Aber dann bleiben wir stecken. Denn das Unterschiedliche wird in der Gesamtschau doch einander ähnlich. Frappant ist die Verwandtschaft, die plötzlich ins Auge springt, eine Art gemeinsamer Grammatik aller U-Bahnstationen Europas, als ob die Gesetzmäßigkeiten ihrer Verkachelung, Ausleuchtung, Raumfürgung freigelegt würden. Grenzüberschreitend und ortsunabhängig scheinen sie sehr ähnlichen Prinzipien zu folgen. METROpolis als Ganzes zeigt uns den Archetyp der U-Bahn-Station und ich würde sagen, ja, auf jeden Fall, genauso sieht eine U-Bahn-Station aus, genauso muss sie geradezu aussehen, so sieht sie auch bei uns in Frankfurt, Berlin oder München aus.

Und wer noch tiefer einsteigen mag, dem erschließt sich ein weiterer Mikrokosmos. Kacheln, geradezu der Gipfel des Nichtigen, industrielle Massenware, hermetisch, abwaschbar, robust, sie werden in ihrer Ansammlung zur Typologie innerhalb der

Typologie. Ihre erwartete Gleichförmigkeit lässt unseren Blick detektivisch die Abweichung suchen. Und markant tritt sie hervor. Warum sieht bei „Tineretului“ jede der gelben Kacheln anders aus, trotz standardisierter Industrieware? Sind das nur Reflektionen oder sind sie wirklich unterschiedlich? Und was reflektieren sie? Es gibt das Bild von einer Rolltreppe, links und rechts von Wänden eingeschlossen, die mit Abertausenden winziger Mosaikkacheln in beige-elfenbeinfarbigem Moirée versehen ist. Die Rolltreppe wird an beiden Seiten flankiert von breiten, weißen Verschalungen, die auf der Oberseite regelmäßig angeordnete Befestigungspunkte haben, links und rechts symmetrisch. Was verbirgt sich dahinter? Treppen? Weitere Rolltreppen? Oder etwa nichts? Allein für Technik scheint das Volumen auf jeden Fall überdimensioniert. Auf der rechten Seite ist die Verschalung im unteren Bereich mit etlichen dunklen Kratzern beschädigt, sie unterwandern die Symmetrie der Befestigungspunkte, vermischen sich mit ihnen zu einer unregelmäßigen Musterung. Und warum befinden sich diese Kratzer nur rechts? Was soll die kleine Eins unten rechts an der Verschalung und warum ein Rinnstein allein im rechten Sockelbereich? Was ist das für eine Schadstelle auf dem Hinweisschild mit dem stilisierten Menschen? Hat jemand etwas da hingeklebt? Oder ist es ein Loch? Ist das überhaupt zu verstehen, das Schild? Soll man sich am Handlauf festhalten? Ruckelt die Treppe etwa? Was mag sich hinter der Edelstahlklappe in der linken Wand verbergen? Fragen über Fragen und je länger wir auf das vermeintlich Bekannte und Banale schauen, desto absurder und fragwürdiger kommt es uns vor. Und dann führt die Rolltreppe noch ins Nichts, die tiefhängende Decke verbarrikadiert uns die Sicht. Eine Rolltreppe ins Ungewisse.

Götz Diergarten findet seine Bilder, er greift nicht ein, arbeitet mit dem vorhandenen Umgebungslicht, er baut nichts um und manipuliert auch hinterher nichts. Und gerade durch die Zurückgenommenheit des Künstlers tritt uns eine Welt voller Indizien, voller Anspielungen entgegen. Sie verrät uns etwas über die Menschen, die sie geschaffen haben und damit etwas über uns, denn genau so machen wir das, so gestalten wir unsere Wände, Eingänge, Fenster, so sehen die Räume aus, in denen wir uns bewegen, so streichen wir unsere Gartenhütten. Götz Diergarten hält uns die Welt als einen Spiegel vor, aber, und das scheint mir ganz wesentlich, er kommentiert und bewertet das Abgebildete nicht. Er überlässt es den Bildern, allein für sich zu sprechen, und sie sagen, das Fremde und das Eigene, das Ähnliche und das Verschiedene, sie sind letztendlich eins, sie gehören immer und überall untrennbar zusammen.